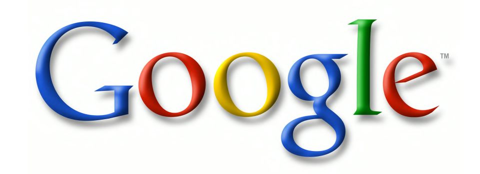
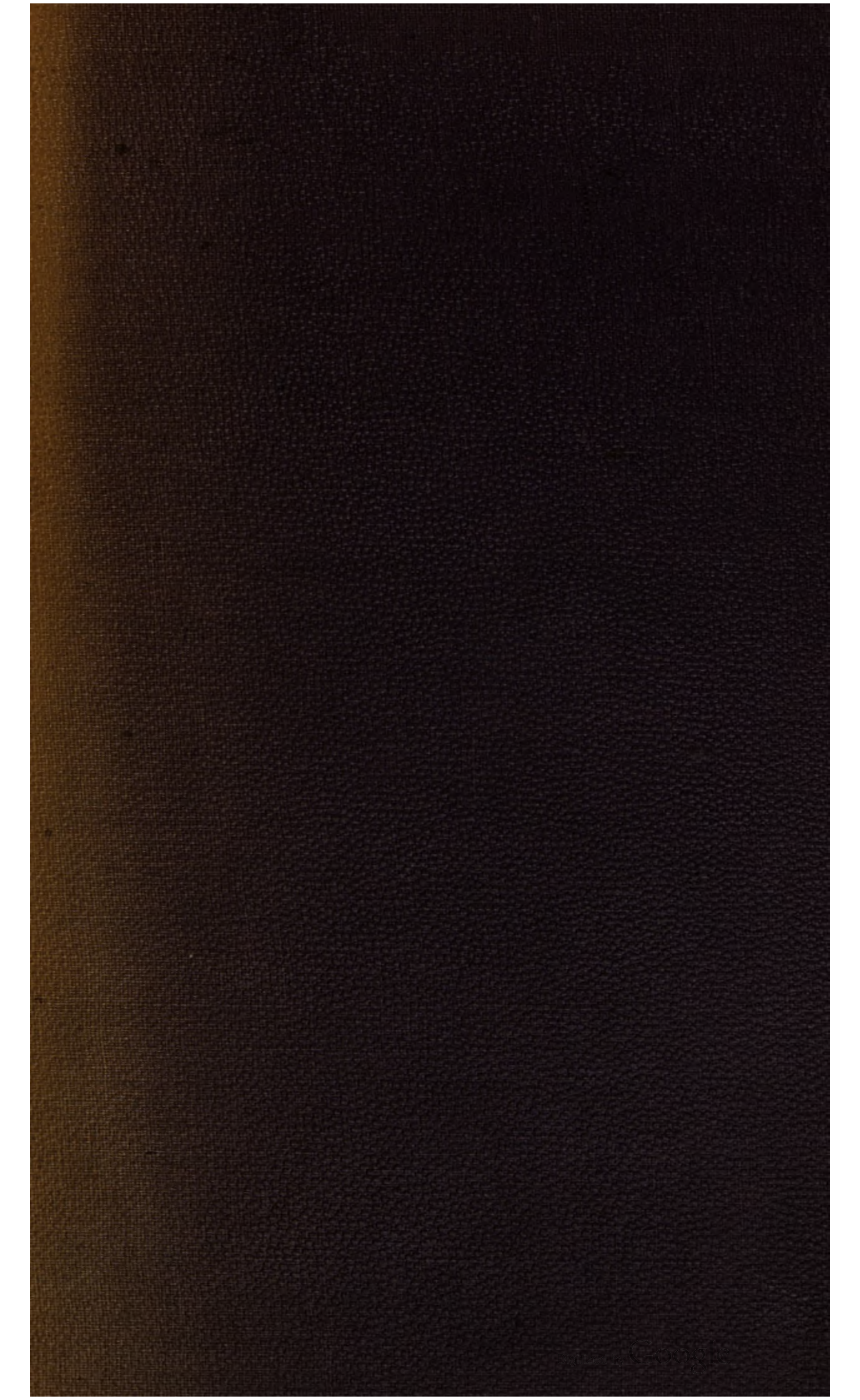
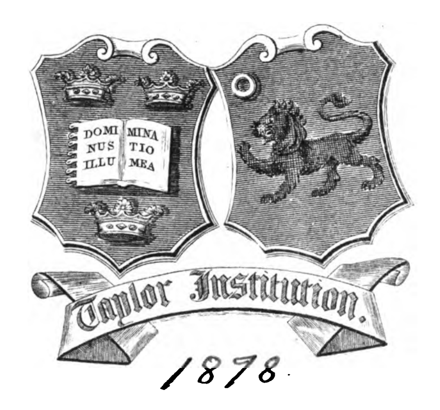





DOMI NUS ILLU
MINA TIO MEA
Taylor Institution.

Dante

und

die italienischen Fragen.

Ein Vortrag

von

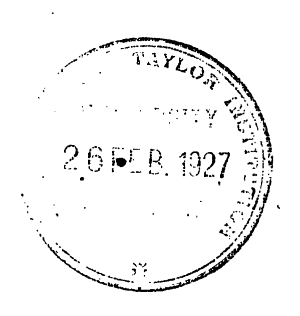
Karl Witte

gehalten im März 1861.

Halle,

C. E. M. Pfeffer.

1861.


TAYLOR INSTITUTION
26 FEB. 1927

Auf die Frage, woher seinen Landsleuten jene, noch zu Anfang dieses Jahrhunderts so selten gehörten Zauberworte gekommen seyen, die jetzt die ganze Halbinsel in Bewegung setzen, die Worte: ein freies und einiges Italien, das Ende aller Fremdherrschaft, und das der weltlichen Macht des Papstes, auf diese Frage wird ein kundiger Italiener kaum anstehn, mit dem Namen des größten Dichters seiner Heimath zu antworten. Dante, so wird er sagen, hat uns gelehrt, alles Flußgebiet, das vom Apennin nach Morgen und nach Abend sich abdacht, als unser gemeinsames Vaterland zu lieben; er hat den Haß gegen fremde Bedränger in unsre Herzen gepflanzt, und seine beredten Worte sind es, die den Länderbesitz der römischen Kirche als einen Abfall von den Geboten Christi brandmarken. Jahrhunderte lang, wird er hinzufügen, war Dante den Italienern verstummt: es waren die Zeiten weibischer Gesinnungslosigkeit, wo, statt Manneswortes und Mannesthat, der Cicisbeo seiner Angebeteten arkadische Sonette zuflüsterte. Seit aber

Dante's mächtige Terzinen aufs Neue von den Alpen bis zur Meerenge, vom Po bis zur Tiber ertönen, sind Selbstvertrauen und Opferfreudigkeit wieder eingekehrt in die Brust der Italiener. Dient doch zum sichern Zeugniß, daß in Dante die Wurzel solcher Gesinnung zu suchen ist, die Thatsache, daß in den Zeiten bleierner Fremdherrschaft die warmen Vaterlandsfreunde einander an ihrer Liebe für den unsterblichen Dichter erkannten, und sich, wie mit geheimen Bundeszeichen, mit den begeisternden Versen des göttlichen Gedichtes begrüßten.

Solcher Reden des Italieners wird es von mancher Seite her nicht an der Gegenrede fehlen, daß die Wurzel all der Umwälzungen auf der hesperischen Halbinsel, statt in der Begeisterung für einen Dichter des vierzehnten Jahrhunderts, nur in den trügerischen Vorspiegelungen eines Grafen Cavour, und in dem freigebig gespendeten Golde Victor Emanuels zu suchen sey. Lassen wir für den Augenblick die Frage unerörtert, in wie weit jene Berufung auf Dante gegründet sey, so werden wir dieser letzteren Auffassung doch ohne Weiteres entgegenhalten dürfen, daß es aller geschichtlichen Erfahrung widerspricht, die eigentliche Wurzel tief eingreifender Bewegungen in so zufälligen Umständen zu suchen, wie die diplomatischen Künste eines Ministers, oder das Gold eines ländergierigen Fürsten. Die Wurzel einer Bewegung, die Millionen

Herzen zugleich ergriffen hat, muß, wenn auch eine noch so irrige und verkehrte, doch eine geistige seyn. Hinterdrein mögen dann, was zu bestreiten nicht unsere Aufgabe ist, unreine Elemente mannigfachster Art jene ursprünglich geistige Bewegung zu eigennützigen Zwecken mißleitet haben; in diesen Elementen aber den Ursprung der ganzen Bewegung zu sehn, wäre jedenfalls irrig.

Nun erst fragen wir weiter, ob es gerechtfertigt sey, grade in Dante den Keim dieser geistigen Bewegung zu suchen?

An sich würde die Erscheinung nichts Befremdliches haben. Auch unser Volk hat von seinen Dichtern, vor allen von Schiller, die umfassendsten, in die Weltgeschichte eingreifenden, Anregungen erhalten. Wie möchten wir uns verwundern, das Gleiche in einem Volke zu sehn, dessen Dichter wie die keines andren bis in die untersten Schichten gedrungen sind? Nun lehrt uns in der That die Erfahrung, daß seit einem halben Jahrhundert eine große Anzahl deren, welche die Umgestaltung Italiens erstreben, und nicht etwa nur der maaßhaltenden, wie Cesare Balbo, Gino Capponi, Carlo Troya, sondern daß auch die demokratischen Weltstürmer an Dante's göttlicher Komödie mit glühender Begeisterung gehangen haben und noch hängen. Ugo Foscolo, der Aem-

tern und Ehren unter österreichischer Herrschaft Exil und Dürftigkeit vorzog, widmete die späteren Jahre seines Lebens ausschließlich einer großen Arbeit über jenes Gedicht, und, Der nach Foscolo's Tode diese neue Ausgabe der Prophezeiung von Italiens Zukunft, wie er die Commedia nannte, dem Drucke übergab, war kein Anderer, als Giuseppe Mazzini. — Gabriel Rossetti, ein durch die Ereignisse von 1820 aus Neapel vertriebener Carbonaro, hat dreißig Jahre seines Exils darauf verwendet, um mit unglaublichem Aufwande von Scharfsinn und Gelehrsamkeit Dante in einer langen Reihe von Bänden als den Geheimschreiber einer dem Carbonarismus verwandten politischen Secte darzustellen. Niccolò Tommaséo, einer der tüchtigsten unter den neueren Erklärern der göttlichen Komödie, ist eben derselbe, dessen Verhaftung am 18. Jan. 1848 so wesentlich zu der Revolution von Venedig am 17. März beitrug, und der alsdann fast anderthalb Jahre gemeinschaftlich mit Manin die Zügel der wieder auferweckten Republik des heiligen Marcus in Händen hielt. Es würde ein Leichtes seyn, diese Beispiele von Männern, in denen ernstes, von ausdauernder Liebe zeugendes Studium der göttlichen Komödie sich mit reformatorischer, ja revolutionärer Gesinnung gepaart findet, noch um manche, zum Theil bedeutende Namen zu vermehren.

Was sollen wir nun aber sagen, wenn eben dieser Dante in der Grabschrift, die er selber verfaßt hat, sich den Dichter der Monarchie nennt, wenn er die von Gott geordneten Rechte des römisch-deutschen Kaiserthums nicht nur in einem eignen Werke verficht, sondern fast in jeder seiner Schriften wieder- und immer wieder auf dies eine Thema zurückkommt, ja wenn er, vielleicht nur wenig Monate vor seinem Tode, am Schlusse seines großen Gedichtes begeisterte Zeilen der Apothese des letzten deutschen Kaisers weiht, der, wenn auch erfolglos, den kämpfenden Parteien des zwieträchtigen Italiens gegenüber sein Herrenrecht geltend zu machen versuchte. Nur solche Gesinnung werden wir im Einklang finden können mit dem großen Unternehmen des Dichters, die göttliche Weltordnung für Zeit und Ewigkeit im Sinne der katholischen Kirche darzulegen, und nur sie wird es rechtfertigen können, daß seit Jahrhunderten so manches tiefere, allem Umsturz in Kirche und Staat feindliche, Gemüth sich liebend und nimmer gesättigt in die göttliche Komödie versenkt hat. Wie ist es aber möglich, daß so entgegengesetzte Gesinnungen sich in der gleichen Vorliebe begegnen? Wie konnte einer der edelsten deutschen Fürsten unsrer Zeit mit Mazzini aus derselben Quelle schöpfen wollen? — Versuchen wir es zu erforschen, wie weit so befremdliche Uebereinstimmung berechtigt ist und

wo das Mißverständniß, oder vielleicht die absichtliche Täuschung beginnt.

Glühende Liebe für Italien, als das gemeinsame Vaterland, Haß gegen die Herrschaft der Fremden, vor Allen der Deutschen und Haß gegen die weltliche Macht des Papstes sind die drei Gesinnungen, die man auf Dante zurückführen will. Betrachten wir sie einzeln. —

Italien, soll Fürst Metternich gesagt haben, sey nichts anderes als ein geographischer Begriff. In der That ist es Jahrhunderte lang nichts anderes gewesen, und noch dazu ein ziemlich unbestimmter Begriff. Im Alterthum bis auf die Kaiserzeiten von den verschiedensten Volksstämmen bewohnt, die gegenseitig ihre Sprachen nicht verstanden, assimilirte sich Italien erst unter dem Drucke römischer Uebermacht. Aufgerieben durch Jahrhunderte lange Kämpfe, entvölkert durch Rom's verderbliche Sclavenwirthschaft, errang die Halbinsel erst gegen Ende der Republik ein bescheidenes Maaß von Vorrechten im Gegensatz gegen die Provinzen, und auch dies Wenige mußte es mit schweren Lasten zum alleinigen Vortheil der alles verschlingenden Roma erkaufen. Unter diesen Vorrechten war auch das Danaergeschenk der Selbstverwaltung der italischen Städte, jener ersten Wurzel des traurigen Kirchthurmpatriotismus, der noch heute durch ganz Italien Stadt gegen Stadt zu Groll und Eifersucht

stachelt. Ob aber Italien am Rubicon und der Macra seine Gränzen fand, oder ob es sich bis zu den Alpen und dem Var erstreckte, nicht dem gemeinsamen Vaterlande, sondern allein der Glorie der ewigen Roma galten die begeisterten Verse des italischen Dichters, an was immer für einem Theile der Halbinsel auch seine Wiege gestanden hatte. Der Milde des hesperischen Himmels, der Fruchtbarkeit des Bodens, der Manneskraft seiner Bewohner spenden auch die Poeten des Alterthums verdientes Lob; vergebens aber suchen wir auf diesem weiten Gebiete nach einem Worte begeisterter, opferfreudiger Liebe für das gemeinsame Vaterland. Italien war und blieb ein geographischer Begriff.

Die Herrlichkeit der weltbeherrschenden Roma verblich. Italien, erst zum abhängigen Bestandtheil des nach dem fernen Osten übergesiedelten Kaiserthums erniedrigt, wurde dann den nordischen Eroberern zur Beute. Ueber den Tempeln und Palästen einer glorreichen Vergangenheit schlug die Lohe zusammen, welche die Hand des Barbaren entzündet hatte. Den zertrümmerten Götterbildern gegenüber verstummte allmälig Latiums Muse und eine Cultur ohne Gleichen, an welcher durch lange Jahrhunderte die zwei begabtesten Völker des Alterthums gebaut hatten, wurde vom Schutte der Völkerwanderung begraben, wie einst Pompeji und Herkulanum. Warlich ein thränenwerthes Schauspiel,

wohlgeeignet zu Klagegesängen gleich denen, welche die Gefangenen an Babylons Stromufer anstimmten. Aber die patriotische Klage schweigt *). Statt der Trauer um das gesunkene Italien gehören die Lobgesänge auf einen Condottiere barbarischer Abkunft zu den spätesten Früchten des lateinischen Parnasses, und noch ein Jahrhundert später verherrlichen der letzte Philosoph und der letzte Staatsmann die Hofhaltung des ostgothischen Königs.

Wenn aber auch zu gemeinsamer Knechtschaft, so hatte doch die römische Herrschaft Italien wenigstens als ein Ganzes zusammengehalten. Es folgten schlimmere Zeiten, wo Italien zwischen Longobarden, griechischen Kaisern und der beginnenden Herrschaft der Päpste getheilt war. Eben in diese Zeiten äußerer Theilung fallen aber die ersten Keime des Bewußtseyns einer neuen Zusammengehörigkeit. Die Longobarden waren herrische Fremdlinge und ziemlich ein Jahrhundert lang der Mehrzahl nach arianische Ketzer. Ihnen gegenüber schlossen die katholischen Eingeborenen, als durch Glauben und Nationalität auch unter den verschiedenen Herzögen verbunden, sich enger aneinander und gewöhnten sich auf den römischen Bischof, als auf ihren gemeinsamen Vertreter zu blicken.

---

*) Die von Muratori herausgegebene sechszehnzeilige Elegie auf Rom gehört einer späteren Zeit an.

Dieselben Erscheinungen wiederholten sich zu Anfang des achten Jahrhunderts in dem griechisch gebliebenen Theil von Italien, als die bilderstürmenden Isaurischen Kaiser auch ihren dortigen Unterthanen die wunderwirkenden Heiligenbilder rauben wollten, deren Verehrung die occidentalische Kirche in Schutz nahm. So bildete sich in dieser eisernen Zeit, Longobarden und Griechen gegenüber, der italienische Volkscharakter wenigstens in seinen Anfängen.

Liutprand, einer der letzten und tüchtigsten longobardischen Könige, lohnte die doppelzüngige Politik der Päpste mit so viel Edelmuth, daß seine beiden Schenkungen der eigentliche Kern des späteren Kirchenstaates wurden. Astolf, sein zweiter Nachfolger, kehrte zur alten Feindschaft gegen das päpstliche Rom zurück, riß die früheren Geschenke wieder an sich und belagerte endlich mit großer Uebermacht Stephan II. in der geängsteten Stadt. Da flehte in äußerster Bedrängniß der Papst zum Frankenkönig Pipin, mit dem er schon zuvor in engere Verbindung getreten, um Hülfe, und in der Besorgniß, daß seine Worte allein nicht ausreichen möchten, fügte er ein Schreiben bei, das der Apostel Petrus ihm zur Einlage aus jener Welt hatte zugehn lassen. Die Fränkische Eroberung von Norditalien war die Folge dieses Schrittes und der großmüthige Eroberer erweiterte die Schen-

kung Liutprands fast zu dem Umfange, den bis vor zwei Jahren der Kirchenstaat einnahm.

In Pipin's Pfade trat Karl, sein großer Sohn, und es ist schwer zu sagen, für Wen die Wiederaufrichtung des weströmischen Kaiserthums durch Leo III. ersprießlicher war, ob für den Empfänger der Krone, oder für Denjenigen, der sich anmaaßte, sie zu verleihn. Aber auch für Italien kehrte ein Theil des alten Glanzes zurück, seit jedem Kaiser des neuen abendländischen Weltreiches die Aufgabe gestellt war, am Grabe der Apostel die Krone zu gewinnen, auf deren Besitz er allein den Anspruch gründen konnte, weltliches Haupt und Schiedsrichter der gesammten katholischen Christenheit zu seyn. Die Romfahrt aber, von der durch sieben Jahrhunderte kein römischer König sich glaubte entbinden zu dürfen, verknüpfte die Umgestaltungen Italiens immer aufs Neue mit den Trägern von Karls kaiserlicher Krone.

Dennoch folgten auf die glanzvollen Tage von Leo und Karl zunächst die dunkelsten Zeiten, die Italien zu erdulden gehabt hat. Mit dem Absterben der karolingischen Herrschaft schwand durch ganz Italien fast alle Autorität. Hunderte von Usurpatoren tauchten überall in Landschaften und Städten auf. Das einzig geltende Recht war das der rohen Gewalt. Zucht, Sitte und frommer Glaube waren aus Kirchen und Klöstern, geschweige denn aus dem Laienvolk ent-

wichen. Weiber, deren Ehrgeiz nur wetteifern konnte mit ihrer Ehrlosigkeit beherrschten durch mehrere Generationen Rom und besetzten den Stuhl Petri mit einem würdelosen, unbärtigen Papst nach dem andren. Jahrzehnde lang schien es, als ob vor der Herrschaft Alberich's, eines römischen Großen germanischer Abkunft, das weltliche Regiment der römischen Bischöfe für immer erloschen sey. Zugleich verwüsteten von Norden die Einfälle der Magyaren, von allen übrigen Seiten her die unausgesetzten Raubzüge der Saracenen, deren Raubstädte und Zwingburgen eine weite Kette um die Küste herzogen, die Halbinsel.

In dieser trostlosen Zeit ist es, wo während fast eines Jahrhunderts eine Reihe meist einheimischer Fürsten, die Berengare, die Guido's, die Lambert's, die Hugo's, sich Könige von Italien nennen. Es ist gebräuchlich anzunehmen, daß mindestens an dies Königthum sich ein gemeinsames Vaterlandsbewußtseyn geknüpft habe. Indeß waren alle jene Fürsten, wenn auch in Italien geboren, doch germanischen, meist longobardischen, Blutes und ihre Herrschaft umfaßte nur kaum die nördliche Hälfte der Halbinsel. Der longobardische und griechische Süden gehörte so wenig als das päpstliche Mittelitalien jenem Königreich, und der Saracenen nicht zu gedenken, hatten schon manche Städterepubliken, vor allen

Venedig sich die Unabhängigkeit errungen. Aber auch in jenen beschränkten Gränzen bewährt sich das Reich der Berengare in keiner Art als eine Verkörperung italienischer Gesinnung. Berichtet doch die Geschichte dieser Tage, außer vereinzelten ritterlichen Zügen, nur von wilden Kämpfen um die Herrschaft, die mit Meineid, Verrath, Herbeirufung der Fremden und roher Grausamkeit geführt werden, bis endlich in dem zweiten Erneuerer des abendländischen Kaiserthums, Otto dem Großen, unsrem glorreichen sächsischen Landesgenossen, auch für Italien ein glücklicheres Gestirn aufging.

Wie in Deutschland, gleich seinem Vater, Städtegründer, so ist er in Italien Begründer geordneter bürgerlicher Zustände, mit dessen Regierung deshalb so manche der dortigen Chronisten beginnen, was sie nicht mehr als Legende, sondern als wirkliche Geschichte zu berichten haben. Das glänzende Zeitalter der Ottonen, das die deutschen Marken weit über die Gränzen deutscher Zunge hinausrückte, und in seinen großartigen Strebungen den ganzen Welttheil umfaßte, war aber wenig geeignet, noch unentwickelten Nationalitäten zu selbstständiger Geltung zu verhelfen. Unter ihrer Herrschaft geschah weit mehr dazu, Italien zu germanisiren, als das Bewußtseyn zu wecken, daß Italien ein besonderes, in sich zusammengehörendes Glied des großen Kaiserreiches sey.

Im Verlaufe des traurigen Jahrhunderts des fränkischen Kaiserthums lockerten sich die Bande, welche Italien in den Organismus des Reiches eingefügt hatten. Die Waffe, welche den Ottonen Sieg verliehn, das redliche Streben die Verweltlichung der Kirche zu hindern, Zucht und Sitte wieder zur Geltung zu bringen, gaben die Salier aus den Händen, und verscherzten dadurch, wie in der Heimath, so jenseits der Alpen in solchem Maaße die Theilnahme der Völker, daß selbst das schmähliche Schauspiel von Canossa wohl die Geringschätzung gegen den Kaiser mehrte, aber Niemand entflammte, die ihm angethane Schmach zu sühnen.

Während des langjährigen Investiturstreites zwischen Kaiser und Papst hatten die Städte, namentlich in Norditalien, unter der Führung ihres Bischofs, oder auch als republikanische Gemeinwesen, in aller Stille die Bande abgestreift, welche sie am angewiesenen Platze im kaiserlichen Lehnstaate festhielten. Reger Gewerbebetrieb und blühender Handel hatten innerhalb dieser Städtemauern ihren Wohnsitz aufgeschlagen. Stolzer Bürgersinn erwachte, Kirchen- und andre öffentliche Bauten stiegen wetteifernd empor, und ein neues mächtiges Element war in die politischen Verhältnisse Italiens eingetreten.

Da stieg der gewaltige Rothbart, „der Sturmwind aus Schwaben", wie Dante ihn nennt, erfüllt von

den Bildern dereinstiger Kaisermacht, über die Alpen hernieder in das gewandelte Italien. Jenes Kaiserthum der Ottonen, Karls des Großen, ja August's von dem er träumte, allerdings bestand es theoretisch noch immer zu Recht. Ja noch mehr, es hatte während des Mittelalters seine mächtigen Glieder in die streitbare Rüstung des Feudalstaates gekleidet. Aber der That nach hatte die Neuzeit in Italien die alten Formen durchbrochen, und bevor noch die Hülle der bisherigen Zustände abgestreift war, pulsirte schon unter ihr frisches jugendliches Leben.

So konnte es geschehn, daß um dieselbe Zeit, wo die hervorragendsten Rechtslehrer der Halbinsel, ja wo selbst die Abgeordneten der lombardischen Städte Friedrich dem Hohenstaufen auf den roncalischen Feldern zugestanden, was seine hochfliegende Phantasie sich an Kaiserrechten nur irgend geträumt hatte, der Riesenkampf begann, in welchem eben jene Städte ihr besseres Recht verfochten und nach zwanzig blutigen Jahren wirklich erstritten. Auf die Zerstörung von Mailand (1162) antwortete nach wenig Jahren der lombardische Städtebund, und die Niederlage von Legnano nöthigte den hochfahrenden Kaiser, zuerst sich vor Alexander III. zu demüthigen, und dann im Frieden von Constanz, was die Städte erstrebt hatten zu gewähren.

Dieser lombardische Bund, diese zähe Ausdauer in den Wechselfällen des Kampfes gilt den Schriftstellern als ein erstes helles Aufflammen italienischer Nationalität. Lautet doch einer der uns noch erhaltenen Eide, durch den die Genossen sich einander verschworen: „sie wollten hindern, daß irgend ein Heer aus Deutschland, oder sonstigem jenseits der Alpen belegenen Kaiserlande in Italien eindringe, und wenn es dennoch geschähe, im Kriege ausharren, bis jenes Heer aus Italien wieder verdrängt sey.“

Zunächst indeß werden wir erwägen müssen, daß auch jetzt unter diesem Italien allein die Po-Ebne nördlich der Apenninen zu verstehn ist. Nur entfernte Nachklänge der Ereignisse von Oberitalien machten sich noch in Toscana vernehmbar. Aber auch in der Lombardei handelte es sich durchaus nicht um den Kampf zweier Nationalitäten, sondern um den des feudalen Einheitsstaates mit der individualisirenden Municipalfreiheit. Er wäre mit der gleichen Erbitterung ausgefochten, wenn, statt des deutschen, ein einheimischer Fürst, der Markgraf von Monferrat, oder Wilhelm der gute von Sicilien mit gleichen Ansprüchen den Lombarden gegenüber gestanden hätte. Andre Städte, wie Pavia, Lodi, lange Zeit auch Cremona, und jenseits der Apenninen Genua, Pisa und Pistoja waren nicht minder italienisch, und hielten den-

noch mit gleicher Ausdauer an den Rechten des Kaisers fest. Ja, so wenig war die Bewegung eine nationale zu nennen, daß die Erniedrigung einer feindlichen Nachbarstadt mehr als einmal die Bedingung war, unter der verbündete Städte sich mit dem Kaiser zu einigen erboten. In den dreizehn Jahren seit seiner Versöhnung mit dem Papst lebte Barbarossa mit den lombardischen Städten in gutem Frieden, während die alte Feindschaft zwischen Mailand und Pavia und so manche ähnliche in unverminderter Heftigkeit fortbestand.

Bis ans Ende des zwölften Jahrhunderts ließen wir die Geschichte Italiens an uns vorübergehn, ohne ein Zeugniß zu finden, daß dessen Bewohner sich der gesammten Halbinsel als ihres gemeinsamen Vaterlandes, für das sie Gut und Blut einzusetzen hätten, bewußt geworden wären. Das in so vielfache Reiche und Freistaaten gespaltene, von Parteien zerrissene Land, das nicht einmal auf eine entschwundene staatliche Einheit früherer Zeiten zurückzublicken hatte, konnte nur auf *einem* Wege dahin kommen, sich als ein zusammengehörendes Ganze zu erkennen: auf dem der gemeinsamen Sprache, Gesittung und Poesie, und — wunderbar genug —, dieser einzige Weg sollte ihm durch den Heldensproß von Hohenstaufen, den *zweiten Friedrich*, erschlossen werden.

Geboren in der Mark Ancona, erwachsen im schönen Eiland Sicilien war der herrliche Jüngling seiner Bildung nach fast mehr Italiener als Deutscher zu nennen. Nordfranzösische und provençalische Dichtung hatte sich am Hofe des normännischen Königsstamms seiner Mutter in Sicilien eingebürgert. Deutscher Minnegesang hatte seinen Vater Heinrich VI. in die Hofburg von Palermo begleitet, wo auch die dichterischen Erinnerungen byzantinischer und arabischer Zeit noch nicht erloschen seyn mochten. Unter so mannigfachem Einfluß entfaltete sich die Knospe der sicilischen Poesie, der Mutter der italienischen. Wie überall, so ist es aber auch hier die Dichtung, welche zuerst, und lange bevor man es unternahm, in Prosa zu schreiben, die Sprache gebildet hat.

Dante selber berichtet uns darüber: „Der Sprache der Sicilianer scheint vor allen andren Mundarten der Vorzug zu gebühren; denn nicht nur haben gar manche dort einheimische Meister treffliche Lieder gedichtet, sondern wir nennen auch die Dichtungen der übrigen Italiener sicilianisch. Die ruhmwürdigen Helden, Kaiser Friedrich und sein erlauchter Sohn Manfred, bethätigten den Adel und die Tüchtigkeit ihres Wesens, indem sie, so lange das Glück ihnen treu blieb, allem Thierischen abhold, das rein Menschliche pflegten. So

geschah es, daß Wer edel gesinnt und mit Fähigkeiten begabt war, der Majestät so trefflicher Fürsten zu nahen bestrebt war, und was immer zu jener Zeit die hervorragendsten Italiener ersannen, das trat am Hofe dieser Kronenträger zuerst an's Licht. Weil aber jener Königsthron in Sicilien aufgerichtet war, heißt, was unsre Vorfahren in der Volkssprache gedichtet haben, sicilianisch. Diesem Sprachgebrauch folgen auch wir und die folgenden Geschlechter sollen nichts daran ändern."

Die Sprache ist das Band, das uns mit der Heimäth, ja mit der Familie verknüpft, und so sagt Dante in seiner Schilderung der einfachen Sitten älterer Florentiner Zeit:

Die Mutter, wachend an der Wiege, lullt'
In jener Sprach' ihr Kindlein ein, die Jeden,
Der Vater ist, entzückt in Süß' und Huld.

Den Kindern sprach die Andr' in klugen Reden
Von Troja, Fiesole und Römerthat,
Und spann dabei den Flachs in glatte Fäden.

So ist denn die Liebe zur Sprache der Ausdruck der Liebe zum Vaterlande. In einer andren Schrift sagt Dante: „Wenn die helle Flamme aus den Fenstern eines Hauses schlüge, und der Eine früge alsdann, ob da innen wol Feuer sey; der Andre antwortete ihm: ja, so weiß ich nicht, welcher von Beiden alberner zu nennen

wäre. Nicht anders aber würden Frage und Antwort sich verhalten, wenn mich Jemand früge, ob ich meine Muttersprache lieb habe, und ich wollte: ja darauf sagen." Wo nun Dante zuerst das gemeinsame Vaterland Italien bezeichnen will, da nimmt er den Ausdruck von der Sprache her:

Das schöne Land, in dem das si erklingt.

Mit glühender Liebe hängt er an dieser Heimath, die berufen wäre, eine Königinn zu seyn, und doch eine Sclavinn ist:

Italien, Sclavinn, voller Weh und Ach,
Schiff ohne Steurer auf durchstürmten Meeren,
Nicht Länderköniginn, nein Haus der Schmach....

Sind deine Lebenden doch nimmer satt,
Im Bruderkampf sich wechselsweis zu morden,
Selbst die umschlossen eine Mauer hat.

Elende, such' an deines Meeres Borden,
Und such in deinem Innern, nirgend letzt
Des Friedens Glück, im Süden wie im Norden.

Eine Weile hofft er noch auf den Retter, der die Zwietracht, die Habsucht bändigen, der Italien wieder einig und groß machen soll. Er glaubt ihn prophetisch verkünden zu dürfen:

Italien, dem gebeugten, bringt er Heil,
Für das Euryalus und Turnus starben,
Für das Camilla fiel von Aruns' Pfeil.

Bald aber verzweifelt er an dem Erfolge. Was noch Rudolph von Habsburg für Italien vermocht hätte, ist ein Menschenalter darauf unmöglich geworden. Er schildert uns den Schatten des Habsburgers:

> Der höher sitzt, und scheint, als hätt' er lang
> Versäumt, wozu ihn seine Pflicht verbunden,
> Und nicht den Mund regt bei der Andren Sang,
>
> Ist Kaiser Rudolph, der Italiens Wunden
> Zu heilen zwar vermocht, doch nicht geheilt,
> So daß der Rettung Aussicht nun entschwunden.

Die Aussicht der Rettung aber, auf die er so lange das hoffende Auge gerichtet, war Heinrich VII. von Luxenburg. Lange bevor er zum Kaiser gewählt ward, sieht Dante im erhabensten Theil des Paradieses die ihm vorbehaltene Stelle:

> Der Sessel, den die Kron' in goldnem Strahle
> Verziert, und der vor andren hoch und weit,
> Erwartet, eh du kommst zu diesem Mahle,
>
> Des hohen Heinrich's Seele, der das Kleid
> Des Kaisers tragend, wieder aufzurichten
> Italien kommen wird, eh' es bereit. —

So erklingt in Hoffnung, in Trauer und im Strafen mit immer gleicher Innigkeit das eine Gefühl der glühenden Liebe für das Vaterland Italien, und wie Dante der Erste ist, der ihm Worte geliehn, so hat an Wärme des Ausdruck's kaum je ein Späterer ihn

übertroffen. Zu dem Schönsten, was in dieser Richtung die poetische Literatur Italiens besitzt, gehört eine Canzone Petrarca's, aus der ich zur Probe einige Verse mittheilen will:

O mein Italien, ob kein Wort auch heile
Die Wunden die ich offen
An deinem schönen Leib' in Menge sehe;
Dennoch, wie Tiber, Arno, Po es hoffen,
An dem ich schmerzvoll weile,
Will ich in Seufzern kündigen mein Wehe....

Ist dies das Land nicht, das zuerst ich schaute,
Das Nest nicht, das mich hegte,
Um süße Kost dem Hungrigen zu reichen?
Ist's nicht die Mutter, die mich sorgsam pflegte,
Der liebend ich vertraute,
Die zärtlich deckt der Eltern theure Leichen?
Um Gott, laßt dies erweichen
Eu'r grausam Herz, und mit Erbarmen sehet
Des armen Volkes Thränen und Bedrückung!

Wie warme und beredte Worte aber auch schon die großen Dichter des vierzehnten Jahrhunderts ihrer Liebe zum italienischen Vaterlande, ihrem Verlangen nach dessen Einigung leihn, so ist doch wohl zu erwägen, daß diese Einigung, die sie erstreben, von jener Einheit, welche in unsren Tagen durch Rechtsbruch und Gewaltthat durchgeführt werden soll, weit entfernt, daß sie, ich möchte sagen, mehr eine ideale, als eine zur körperlichen Erscheinung kommende ist. Jene vielgestalten Organismen,

aus denen Italien zusammengesetzt war, die aristokratischen Republiken, wie Venedig, und die demokratischen, wie Florenz, die feudalgegliederten Regierungen, wie Neapel, und die Autokratien, wie die Dynastenherrschaften in so mancher norditalienischen Stadt, sie sollten auch nach Dante's Meinung gewiß nicht verschlungen werden in den Alles gleichmachenden Abgrund eines Königreichs Italien; wohl aber sollten sie, statt in Zwietracht einander zu befehden, sich als Glieder eines Ganzen in einander fügen und gegenseitig sich stärken. Damit aber dieser Staatenbund nicht beim ersten Anstoß aus einander falle, sollte der Kaiser in oberster Machtvollkommenheit Richter über Alle und Rächer jedweden Rechtsbruches seyn.

Auch den Haß gegen alle Fremdherrschaft, vor Allem die deutsche, ja eine Art Stammeshaß der beiden Völker gegen einander, will man auf Dante zurückführen, oder doch aus ihm belegen.

In der geschichtlichen Entwickelung Italiens liegt zu einem solchen Hasse in der That kein ausreichender Grund. Die Sittenstrenge, die Zuverlässigkeit, die Manneskraft der Deutschen, welche schon Tacitus den Römern, als das beschämende Gegenbild ihrer eignen Verderbtheit vorgehalten, sind bis in späte Jahrhunderte für die Bewohner

der Halbinsel ein Gegenstand des Respectes geblieben. Er ist es, und nicht blos Schmeichelei für den Machthaber des Augenblicks, der, wie schon oben erwähnt ward, dem Claudian sein Lobgedicht auf Stilicho eingab, der einen Boethius, einen Cassiodor am Hofe des Gothen Theodorich festhielt. Gleiche, ja erhöhte Anerkennung wurde, zwar nicht den Longobarden, welche die angeborene Wildheit zum großen Theil beibehielten, während sie römischer Entsittlichung und Schlaffheit verfielen, wohl aber Pipin's und Karl's Franken zu Theil. War aber Pipin Stephan dem II. ein Schild gegen Astolfs Vergewaltigung gewesen, hatte Karl, zugleich mit den neuen Bedrängnissen Papst Hadrian's, dem ganzen Longobardischen Königthum des Desiderius ein Ende gemacht, so erschien Otto nach den verschiedensten Seiten zugleich als ein Erretter. Königinn Adelheid begrüßte in ihrem Befreier den Gemahl, die Lombarden riefen ihn gegen den gewaltthätigen zweiten Berengar, Papst Johann XII. gegen die römischen Großen, die Römer gegen den unwürdigen Papst. Alle aber fanden sie an ihm ihren Herrn. Johannes stieß er vom Stuhle Petri, dessen kaiserfeindlichen Nachfolger Benedict V. führte er nach Deutschland ins Exil, ebenso den entthronten Berengar. Die unbändigen Römer geißelte er mit eisernen Ruthen. Durch ganz Italien setzte er seine deutschen Markgrafen und Ba-

rone ein. In gleichem Sinne verfuhr während seiner kurzen Regierung des Kaisers gleichnamiger Sohn und noch entschiedener jenes wunderbare Meteor Otto III., der nach einander seinen Vetter und seinen Lehrer, jenen der Geburt, diesen seiner Bildung nach Deutschland angehörig, zu Päpsten bestellte, und damit dem greulichen Papstunfug auf eine Weile ein Ziel setzte.

Wohl standen in diesen fünfzig Jahren Deutsche und Italiener oft streitend gegenüber, wohl mögen die wilden Straßenkämpfe in Rom durch die Stammesverschiedenheit noch erbitterter geworden sein: ein gemeinsamer Deutschenhaß, ein Haß gegen die Herrschaft der Deutschen, ist aber, was auch italienische Schriftsteller neuester Zeit sagen mögen, dieser Periode fremd. Die Sächsischen Kaiser galten den Italienern als die rechten Nachfolger des Karolingischen Frankenreichs, denen mit dem Kaiserthum die Oberherrschaft über die Halbinsel von Rechtswegen gebührte.

War es doch jetzt nicht mehr allein die größere Sittenstrenge, die ausdauerndere Tapferkeit, was die Deutschen vor den Italienern auszeichnete; sie überragten diese, und vor Allen die Römer, auch durch höhere Bildung, tieferes Wissen. Die glorreichen Erinnerungen der eignen Vorzeit hatte in Rom üppiges Unkraut der seltsam-

sten Fabeln und Legenden überwuchert, und Sylvester II. war es, der zuerst wieder ernsteres Studium von dem Hofe Otto's des III. in die Stadt August's zurückführte.

Wie oft nun auch die unruhigen Italiener die Ordnungen der Ottonen thatsächlich durchbrachen, dem Princips nach erkannten sie dieselben als vollberechtigt an. Ja, die stolzesten Geschlechter des lombardischen und toscanischen Adels setzten noch Jahrhunderte später einen Ruhm darin, ihren Stammbaum an den eines jener deutschen Barone anknüpfen zu können, die mit den Sachsenkaisern ins Land gekommen waren.

Bezeichnend für die Stimmung jener Zeit ist eine Nachricht, die bei den ältesten toscanischen Chronikschreibern gleichmäßig wiederkehrt und auch von Dante erwähnt wird: Mit Otto III. sey ein Markgraf Hugo, angeblich von Brandenburg *), nach Italien gekommen und vom Kaiser zu seinem Vicar für Tuscien bestellt. Durch eine Vision gemahnt, habe er alle seine Habe in Deutschland verkauft, um mit dem Erlöse rings um Florenz sieben stattliche Abteien zu gründen. So große Liebe aber habe er sich im Lande gewonnen, daß, als er

*) Offenbar unhistorisch, und doch wol eine Verwechselung mit Markgraf Hugo von Tuscien, Humbert's Sohn, der schon unter Otto II. erwähnt wird.

unbeerbt gestorben, die sechs Geschlechter, die von ihm den Ritterschlag erhalten, zur werthen Mahnung an ihn sein Wappenschild in das ihrige aufgenommen hätten. Noch zu Dante's Zeiten, drei Jahrhunderte später, wurde sein Gedächtniß alljährlich am Tage Sanct Thomas, an dem er gestorben war, feierlich begangen. Sicher deuten solche Züge auf keinen Nationalhaß!

Feindlicher als unter den Ottonen standen Italiener und Deutsche sich allerdings in den Tagen Friedrich Barbarossa's gegenüber, und ein Geschichtsschreiber pflegt dem andern Beispiele der Erbitterung jener gegen diese aus den lombardischen Kämpfen nachzuschreiben. Schon das oben Gesagte dürfte genügen, um diese Erzählungen auf ihren rechten Werth zurückzuführen. Indeß mag als ein überall wiederkehrendes Exempel die Rede jenes hundertjährigen blinden Greises erwähnt werden, der als Ancona während der Belagerung durch Erzbischof Christian von Mainz (1172) in die äußerste Bedrängniß kam, die zur Ergebung geneigten Bürger mit den Worten abmahnte: „Gebt keinen falschen Hoffnungen Raum; denn ich weiß durch langjährige Erfahrung, daß zwischen Italienern und Deutschen bleibende Eintracht unmöglich ist." So energisch nun auch diese Rede klingt, so gewinnt sie doch ein eigenthümliches Licht durch den kleinen Umstand, daß Ancona damals nicht für Italien, sondern für den

byzantinischen Kaiser Manuel, den Komnenen vertheidigt ward.

Hätte die Strenge des Rothbart, oder die Grausamkeit seines Sohnes aber auch manche Gemüther der deutschen Kaiserherrschaft entfremdet, so haben wir oben mit Dante's Worten gesehn, wie der zweite Friedrich, was in Italien edel gesinnt und mit Fähigkeiten begabt war, um seinen Thron zu sammeln gewußt hat. Die Zeit, in welcher der deutsche Kaiser, in welcher seine Söhne Enzius und Manfred, in welcher sein Kanzler Petrus a Vineis unter den Ersten standen, die der kaum erst geborenen italienischen Dichtkunst beredte Worte liehen, eine solche Zeit war am wenigsten geeignet, die beiden Stämme, die in jenem Heldenkaiser verschmolzen waren, feindlich einander gegenüber zu stellen. Seit Friedrich II. hatte der Deutschenhaß, wenn ein solcher vorhanden war, keine Nahrung gefunden. Ein einziger deutscher Fürst überschritt in diesen sechzig Jahren mit einem Heereszuge die Alpen, und warlich Conradin's trauriges Ende war nicht dazu angethan, Haß zu nähren, wohl aber ihn zu versöhnen.

So waren die Stimmungen, welche Dante vorfand. Wir haben schon gesehn, wie er selbst nur von dem römischen Kaiserthum deutscher Nation für Italien

Frieden und Heil erwartete. Bis an die Ufer des Genfer See's eilte er Heinrich VII. auf dessen Römerzuge entgegen. „Lange", so schreibt er später, „haben wir an den Flüssen der Verwirrung geweint und die Fürsorge des gerechten Königs unablässig erfleht. Seit aber Du, o König, als Cäsar's und Augustus' Nachfolger, uns die ehrwürdigen Adler des Capitols über Alpen und Apenninen zurückgebracht hast, sind plötzlich die altgewohnten Seufzer verstummt und die Thränenströme getrocknet, und gleich der ersehnten Morgensonne leuchtet Italien neue Hoffnung glücklicherer Zeiten." In gleichem Sinne schreibt er an die Fürsten, Herren und Freistaaten der ganzen Halbinsel: „Freue Dich jetzo, Italien, das bisher selbst den Saracenen Mitleid erweckte; freue Dich, denn von nun an wirst Du der ganzen Welt ein Gegenstand des Neides seyn. Dein Bräutigam, welcher ist die Freude des Weltalls und der Preis Deines Volkes, der gnädige Heinrich, eilet zu Deiner Hochzeit. Trockne Deine Thränen, o Schönste, und tilge die Spuren Deiner Trauer; denn Der Dich befreien wird aus dem Kerker der Gottlosen, ist nahe."

Des Kaisers Rechte aber mißt Dante noch immer nach jenem alten Ideal, das den Ottonen, wie dem Rothbart vorgeschwebt und auf den roncalischen Feldern seinen Ausdruck gefunden hatte. Zu Denen gewandt, die sich

unterfangen möchten, Heinrich zu widerstreben, sagt er in demselben Briefe: „Die Ihr aus seinen Flüssen trinket, die Ihr seine Meere beschiffet, die Ihr des Meeres Ufersand, oder die Gipfel der Alpen betretet, welche gleichmäßig ihm gehören, und Ihr Alle, die Ihr, wie immer gestellt, der öffentlichen Ordnung oder Eures Privatbesitzes Euch durch den Schutz seiner Gesetze, und nur durch diesen erfreuet, täuschet Euch nicht, indem Ihr, wie unwissend, saget: Wir haben keinen Herrn! Wisset, sein Garten und sein Teich ist Alles, was der Himmel umspannt.“

Diesen Worten der Freude und der zuversichtlichen Hoffnung stehn die der Trauer und des Unmuthes über das von den Kaisern vor und nach Heinrich in Italien nicht geübte Regiment gegenüber. Die Anklage gegen Kaiser Rudolph wurde schon erwähnt. An einer andern Stelle vergleicht der Dichter Italien einem edlen Rosse, das unbändig wird, wenn es den Reiter nicht mehr im Sattel fühlt. Zu Rudolph's Sohne, Kaiser Albrecht von Oestreich, sagt er im vorherverkündenden Hinblick auf die Frevelthat von Rheinfelden:

Seht, wie das wilde Thier sich tückisch bäumt,
Seit Niemand es die Sporen fühlen lassen,
Und der es zähmen sollte, es entzäumt.

O deutscher Albrecht, der dies Thier verlassen,
Das drum nun tobt in ungezähmter Wuth,
Statt mit den Schenkeln kräftig es zu fassen,

Gerechtes Strafgericht fall' auf Dein Blut
Vom Sternenzelt, auch sey es neu und offen;
Dann ist Dein Folger besser auf der Huth!

Was hat den Vater, was Dich selbst betroffen,
Daß Ihr, versäumend diese Garten-Au'n,
Nur jenseits weiltet mit dem gier'gen Hoffen?

Die Schuld aber, daß jenes wilde Roß seinem berufenen Herrn nicht mehr gehorchen will, trägt nicht dessen Säumigkeit allein, sondern ebenso sehr die Anmaßung der Päpste, die statt sich mit der Führung der Kirche zu begnügen, und was des Kaisers ist, dem Kaiser zu lassen, auch dessen Autorität an sich zu reißen strebten:

Rom hatte, als es Heil der Welt gewährt,
Zwei Sonnen, und den Erdenweg wies Eine,
Die Andre den, der uns zu Gott verklärt.

Verlöscht ward eine von der andren Scheine,
Und Schwert und Hirtenstab will eine Hand
Jetzt halten im verderblichen Vereine .....

Rom's Kirche fällt, weil sie die Doppelwürde,
Die Doppelherrschaft jetzt in sich vermengt,
In Schmutz, besudelnd sich und ihre Bürde.

Wie unerschöpflich Dante aber auch ist, das römisch-deutsche Kaiserthum zu preisen, so sparsam gedenkt er unsres Volksstammes als solchen. Wo er es thut,

da geschieht es ohne Vorliebe, aber auch ohne allen Haß. Einmal nur wirft er uns eine Unsitte vor, die wir gern ablehnen möchten, die aber den Deutschen bis auf unsre Tage von so vielen Seiten zur Last gelegt wird, daß wir besorgen müssen, wenigstens von unsren Vorfahren sey zu der Beschuldigung einiger Anlaß gegeben. Er nennt die Deutschen „gefräßig.“ Bezeichnend aber ist es für die Stimmung jener Zeit, daß von den ältesten italienischen Erklärern der göttlichen Komödie der Eine jenes verletzende Beiwort in den Namen eines zweiten Volksstammes verwandelt, der neben den Deutschen genannt werde, und der Andre sich ausdrücklich verwahrt, daß wenn Dante wirklich die Deutschen herabzusetzen gedacht habe, er an seinem Theile nicht gesonnen sey, einem hochherzigen, befreundeten Volke Uebles nachzureden.

Aehnliche Gesinnung ist bis vor wenig Jahrzehnden in Italien die herrschende geblieben. Noch im vorigen Jahrhundert seegneten die Lombarden Maria Theresia, daß sie mit weiser Hand die Wunden geheilt habe, welche das bleierne spanische Joch ihnen geschlagen, und Leopold, der als deutscher Kaiser der Revolution so entschieden die Stirn bot, war in Toscana als volksfreundlicher Reformator gepriesen worden. Ja, während meines Jugendaufenthaltes in Rom, als Kaiser Franz Papst

Pius VII. zu besuchen kam, jubelten die Römer ihm laut als ihrem, dem römischen Kaiser entgegen.

Eine unerfreuliche Ausnahme von solcher freundnachbarlichen Gesinnung des einen Volkes für das andere macht Petrarca, der in der berühmten Canzone, aus der ich Ihnen oben einige Bruchstücke mitgetheilt, die Deutschen mit Schmähworten überhäuft, die später nur allzuoft leidenschaftlich nachgesprochen sind.

Wohl sorgte die Natur, indem sie freundlich
Hieß zwischen uns sich heben
Und deutscher Wuth der Alpen hohe Säulen;
Doch blinde Gier mit unheilvollem Streben,
Dem eignen Heile feindlich,
Schuf dem gesunden Leibe Beul' an Beulen.
In einer Hürde weilen
Nun Wölfe mit den Lämmern als Genossen ....

O Blut Du der Lateiner,
Wirf ab die schweren unheilvollen Netze!
Kein Name sey Dein Götze,
Der nichtig wird erfunden.
Daß uns die Wuth von solchen wilden Horden
An Einsicht überwunden,
Ist lediglich durch eigne Schuld uns worden ....

Ihr Fürsten Welschland's, o nur einmal stehet
Nicht kalt und unerflehet,
Und gegen Wuth wird Tugend
Sich rüsten, bald der Kampf zum Ziel gelangen.
Ist in Italiens Jugend
Der alte Muth ja noch nicht untergangen.

Indeß sollen wir auf die leider nur zu beredten Worte des unmäßig eitlen und reizbaren Mannes kein übergroßes Gewicht legen. Seine unglaubliche Gesinnungslosigkeit bethätigt einige Jahrzehnde später sein Verhalten bei der Romfahrt Karls IV. Den Kaiser bestürmt er mit einer Reihe überschwänglicher Briefe, den Heereszug anzutreten, und als dieser nun endlich aufbricht, schreibt derselbe Petrarca an Andrea Dandolo, den Dogen von Venedig: „Duldet nicht, daß die blühende Republik, die Eurer Fürsorge anvertraut ist, daß dieser schöne Theil Italiens zwischen Alpen und Apennin gierigen Wölfen zum Raube werde, welche die Natur durch die Schutzwehr der Alpen, die sie selbst aufgerichtet, von uns geschieden hat. Wir selbst öffnen diesen wilden Thieren, die sich mit unsrem Blute mästen, die Thore." Der König dieser wilden Thiere kam denn wirklich über die Alpen, und ungeachtet der strengen Winterkälte fand sich Petrarca bald genug im Hoflager zu Mantua ein. Dann wich er in Mailand nicht von des Kaisers Seite und ließ sich einige Monate später nach Prag zu ihm entsenden. Wenn übrigens jene Canzone Ludwig den Baiern, der von den italienischen Ghibellinen so schnöde getäuscht ward, der Falschheit zu beschuldigen wagt, so ist das eine so grobe Verläumdung, daß nur die verpestete Atmosphäre von Avignon, in der eben damals Petrarca sich durch die Reize der

schönen Provençalinn hatte fesseln lassen, dergleichen zwar nicht entschuldigen, aber doch erklären kann.

Von einem andern Nachbarvolke, von den Franzosen, spricht Dante ebenfalls nur beiläufig. Um den Leichtsinn der Bewohner von Siena zu schildern, sagt er, sie überträfen in jener Untugend selbst die Franzosen. Kein Ende finden kann er dagegen mit Geißelhieben, oder richtiger mit Keulenschlägen gegen das in Frankreich regierende Capetingische Haus, dessen einer Zweig sich damals seit einem Menschenalter im Süden von Italien eingenistet hatte. Selbst sein glühender Haß gegen Bonifaz VIII. tritt in den Hintergrund, wenn er des Sacrilegiums gedenkt, das Philipp der Schöne durch Wilhelm von Nogaret an diesem, in aller seiner Ueberhebung doch großen, Papst verüben ließ.

Ich seh die Lilie in Anagni wehn,
Seh' im Statthalter Christum selbst gebunden,

Verspotten seh' ich ihn auf's Neu' und schmähn,
Den Essig ihn, so wie die Galle schmecken,
Seh' unter Räubern ihn sodann vergehn.

Weitere Mittheilungen aus den Zornausbrüchen des Dichters über diesen König, über dessen Bruder, Karl von Valois, den Urheber von Dante's Exil, über des Königs Oheim, Karl von Anjou, den Usurpator von Neapel, und dessen Sohn und Enkel, glaube ich, als

zu weit von unsrem Ziele abführend, unterdrücken zu müssen.

Worauf es mir ankam, war zu zeigen, wie schon vor mehr als einem halben Jahrtausend ein hellerer Blick die Italien bedrohende Gefahr nicht im Nordosten, sondern im Nordwesten der Halbinsel erkannte. Auch Filicaja's oft citirtes Sonett richtete sich vierhundert Jahre nach Dante nicht gegen Deutschland, sondern gegen Frankreich.

Italia, o Du, auf deren Auen
Der Himmel goß unsel'ger Schönheit Spenden,
So Dir gebracht als Mitgift Leid ohn' Enden,
Das klar geschrieben steht ob Deinen Brauen:

Möcht' ich Dich minder schön und stärker schauen!
Damit mehr Furcht und minder Lieb' empfänden,
Die, so nach Deinem Reiz sich schmachtend wenden,
Und dennoch Dich bedrohn mit Todesgrauen.

Nicht strömen säh' ich von den Alpen weiter
Bewaffnet Volk, nicht mit den blut'gen Wogen
Des Po sich tränken Galliens Ross' und Reiter;

Noch säh' ich Dich, mit fremder Wehr umzogen,
Krieg führen durch den Arm ausländ'scher Streiter,
Stets, siegend und besiegt, ins Joch gebogen.

Es bleibt schließlich noch die dritte Frage zu erörtern, wie Dante über die weltliche Macht der Päpste gesinnt ist. Wenn diese Antwort den Ansprüchen, wir

müssen sagen den Rechten des päpstlichen Stuhles feindlich ausfällt, so möchte ich bevorworten, daß diejenige Auffassung jedenfalls eine irrige seyn würde,. welche die Gesinnungen des Dichters als die eines ghibellinischen Parteiführers, wol gar, wie neuerdings mehrfach zu behaupten versucht ist, als die eines Häretikers bezeichnen wollte. Wie überall in seinem ganzen Gedichte, so bewährt Dante sich auch hier als rechtgläubigen Katholiken. So sehr gilt ihm das in die Hände des römischen Bischofs gelegte Kirchenregiment als göttlicher Einsetzung, daß er gleich im Eingange des Gedichtes in der römischen Weltherrschaft, ja in der Flucht des Aeneas aus dem Brande von Troja, die Grundpfeiler erkennt, auf welchen sodann der Stuhl Petri errichtet werden sollte. Die Uebersiedelung noch Avignon unter Clemens V. gilt ihm als Abfall von dieser göttlichen Einsetzung. Auch erachtet er die Autorität des Papstes als der höchsten irdischen, der des Kaisers, nicht nur ebenbürtig, sondern in derselben Weise überlegen, wie dem Geistigen überhaupt höheres Ansehn gebührt, als dem Leiblichen: „Mit der Ehrerbietung", so schließt Dante eine seiner frühesten Schriften, „begegne der Kaiser dem Nachfolger Petri, deren ein erstgeborener Sohn sich gegen seinen Vater befleißigen soll, damit er erleuchtet von der Gnade des väterlichen Seegens um so kräftigere Tugendstrahlen über die Welt verbreite."

Dieser Gesinnung ist er treu geblieben, und noch zur Zeit der Romfahrt Heinrichs VII. beruft er sich auf die Autorität des Papstes, der den Kaiser mit seinem Seegen begleite.

Wieder und immer wieder war aber im Laufe der Jahrhunderte die Geistlichkeit der Habsucht und jeder Art schmutziger Weltleidenschaften verfallen. „Ich eifere mich schier zu Tode um Dein Haus“, so hatten solcher Befleckung des Heiligen gegenüber aber- und abermals fromme, gottgeweihte Männer gerufen, und so rief auch Dante. Wohl raffte wiederholt, von den tüchtigeren unter den Päpsten erfaßt, die Kirche sich auf; immer wieder versank sie in den Schlamm der Weltlust. Solcher Verirrung gelten Dante's Scheltworte*), wie vor ihm die Arnold's von Brescia, nach ihm Savonarola's.

Petrus war mager einst und unbeschuht,
Paulus ging ebenso in jenen Tagen
Und fand die Kost in jeder Hütte gut.

Die neuen Hirten, feist, voll Wohlbehagen,
Gehn rechts und links gestützt und schwer bewegt,
Und lassen hinten sich die Schleppe tragen.

---

*) Der katholische Leser wolle erwägen, daß nicht nur fromme katholische Geistliche vielfach die göttliche Komödie commentirt, sondern daß selbst Päpste die Widmung von Ausgaben dieses Gedichts angenommen haben.

Wenn über's Prachtroß dann ihr Pelz sich schlägt,
Deckt eine Haut zwei Bestien zusammen.
O göttliche Geduld, die viel verträgt!

Welche Geistesspeise, welcher Trost kann aber von so entarteten Geistlichen der Gemeinde geboten werden?

Man denkt nicht, wie viel theures Blut vergossen,
Um Glauben auszusä'n, und wie geneigt
Gott Dem ist, der der Wahrheit sich erschlossen.

Zu glänzen sucht itzt Jeder, Scharfsinn zeigt
Er in Erfindungen gar sinnreich, während
Er von dem lautren Gottesworte schweigt .....

Nicht sprach der Herr zur ersten der Gemeinen:
Geht hin und thut der Erde Possen kund!
Nein, wahre Lehre spendet' er den Seinen.

Von ihr ertönte jeden Jüngers Mund,
Wenn er, die Welt zum Glauben hinzulenken
Mit Schild und Speer des Evangeliums stund.

Jetzt predigt man von Possen und von Schwänken,
Und die Capuze schwillt, wenn Alles lacht;
An Weitres liebt nicht, wer sie trägt, zu denken.

So verweltlichter Geistlichkeit entsprach ihr Haupt, das ja durch seine dominirende Stellung noch weit dringender in die Welthändel hineingezogen ward. Den Keim so verderblicher Herrschsucht aber findet Dante in dem Besitze eigenen Landgebietes.

Das fabelnde Mittelalter führte die Anfänge des Kirchenstaates auf Kaiser Constantin zurück. Als er von

Silvester bekehrt worden, sey er in demüthiger Anerkennung der höheren Autorität des Papstes in den Orient nach der von ihm benannten Stadt übergesiedelt, und habe Rom mit dem Patrimonium dem Stuhle Petri geschenkt. Dante zweifelt nicht entfernt an der Wahrheit der Geschichte; aber er findet in ihr den Keim unendlichen Unseegens.

Wie schweren Unheil's Mutter, Constantin,
War, nicht Dein Uebertritt, nein jene Gabe,
Durch welche Reichthum Du dem Papst verliehn.

Im Paradiese zeigt der kaiserliche Adler, der selber redend eingeführt wird, den Geist Constantin's mit den Worten:

Der nachfolgt, führte das Gesetz und mich,
Durch guten Sinn zu schlimmem Thun bewogen,
Nach Griechenland, weil er dem Hirten wich.

Jetzt sieht er, daß, wie sehr er sich betrogen,
Obschon die Welt darum in Trümmer geht,
Ihm seine Seeligkeit doch nicht entzogen.

Wie aber durch jene Schenkung die Welt in Trümmer gegangen sey, das veranschaulicht die große Schlußvision des Purgatoriums. Der Dichter sieht die Kirche in Gestalt eines Wagens, auf den der kaiserliche Adler sich niederläßt und ihn mit seinen Federn, den Geschenken, überschüttet. Da erschallt vom Himmel eine Klagestimme:

„Mein Schifflein, wie so schlecht bist Du beladen!" Der Wagen aber verwandelt sich in das apokalyptische Thier mit sieben Häuptern und zehn Hörnern.

Habsucht und Ländergier, nachdem sie einmal durch den Besitz entflammt sind, gestatten nicht mehr das Göttliche in göttlichem Sinn zu verwalten. Bann und Ablaß und Dispense, sie müssen zu weltlichen Zwecken dienen:

Einst kriegte man mit Schwertern und Geschossen;
Doch jetzt, das Brodt entziehend dort und hie,
Das doch der Vater droben nie verschlossen.

Du, der nur schreibt, um auszustreichen, sieh,
Für jenen Weinberg, welchen Du verdorben,
Starb Paul und Petrus; doch noch leben sie!

An einer andern Stelle sagt der Dichter, statt Rom zu nennen, nur: „Dort, wo Tag aus, Tag ein man Christum feilhält." Wie könnte da Petrus, indem er vom Himmelssaal niederblickt auf die Erde, anders, als in heiligem Zorn entbrennen:

Der meines Stuhls sich anmaaßt dort auf Erden,
Des Stuhls, des Stuhls, auf dem kein Hirt itzt wacht
Vor Christi Blick, zum Schutze seiner Heerden,

Hat meine Grabstatt zur Kloak gemacht
Von Blut und Stank, daß — der zu ew'gen Qualen
Von hier gestürzt ward — drunten lacht .....

Die Schlüssel sollten nie, die mir verliehn,
Vor Kriegerschaaren her auf Fahnen stehen,
Die feindlich in das Land Getaufter ziehn.

Nicht sollte man mein Bild auf Siegeln sehen,
Erkauftem Lügenfreibrief beigedrückt,
Drob ich erröth' und glüh' in diesen Höhen.

Rings seh' ich, mit dem Hirtenkleid geschmückt,
Raubgier'ge Wölfe dort die Heerden hüten. —
O Gott, was ruht Dein Schwert noch ungezückt!

Aehnlichen Ausbrüchen zürnenden Eifers über Zustände, die dem Dichter als Entweihung des Heiligsten erschienen, begegnen wir in der göttlichen Komödie noch vielfach. Statt aber die Beispiele weiter zu häufen, ziehe ich vor, auf die Resultate der bisherigen Erörterungen noch einmal zurückzublicken.

Wir haben Dante als den Ersten nachgewiesen, der die Bewohner der Halbinsel das ganze Italien als ihr Vaterland erkennen lehrte, und der Liebe zu diesem Vaterland begeisterte, noch heute in Aller Herzen nachklingende Worte lieh. Hinzufügen mußten wir aber, daß diese Einheit Italiens, die er verkündet, von derjenigen weit verschieden sey, welche in unsren Tagen auf den Wegen des Umsturzes verwirklicht werden soll. Wir haben ferner gesehn, wie der Dichter, weit entfernt, dem deutschen Volke, ja dem deutschen Einflusse auf Italien feindlich zu seyn, das rechte Heil für seine Heimath nur in der gliedschaftlichen Unterordnung unter das römisch-deutsche Kaiserthum findet; wie er dagegen Frankreich und seinen

Herrschern durchaus feindlich gesinnt, in deren Einfluß auf die Angelegenheiten der Halbinsel eine Quelle schweren Verderbens erkennt. Endlich vernahmen wir Dante's Entrüstung über die weltliche Entartung der Geistlichkeit, über die Herrschsucht und Ländergier des päpstlichen Stuhles, und wir vernahmen, wie der ghibellinische Dichter die Wurzel all' dieser Entartung darin gefunden, daß der Klerus, daß vor Allen das Haupt der katholischen Christenheit sich durch weltlichen Besitz mitten in den Strudel irdischer Interessen und Zwiste habe hineinziehen lassen.

War nun den einleitenden Worten zufolge unsre Aufgabe nur, zu prüfen, in wieweit die Berufung auf Dante im Munde Derjenigen berechtigt sey, die an den neuesten Umgestaltungen Italiens leitend oder mitwirkend Theil haben, so möge zum Schluß noch hervorgehoben werden, wie fern es uns liegt, durch die Antwort auf jene Frage über die Wirren unsrer Zeit irgendwie entscheiden zu wollen. Reichte unsre Verehrung für den Dichter der göttlichen Komödie auch so weit, daß wir seiner Auffassung gegenüber keinen Widerspruch zuließen, so könnten wir die Idololatrie doch nicht so weit treiben, seine Worte, lediglich weil sie vor mehr als einem halben Jahrtausend gegründet seyn mochten, auch für die Verhältnisse der

Gegenwart als in letzter Instanz entscheidend zu betrachten.

Wir würden uns einer Ungerechtigkeit gegen Italien schuldig machen, wenn wir die schiedsrichterliche Stellung des kaiserlichen Schirmherrn der ganzen Halbinsel, ja der katholischen Christenheit, verwechseln wollten mit dem ausschließlichen Besitze eines beschränkten italienischen Gebietes, der den österreichischen Souverän neben andere italienischen Fürsten stellt und ihm in deren Zwisten selbst eine Parteirolle zuweist.

Noch größer wäre vielleicht das Unrecht, das wir der weltlichen Herrschaft des Papstes zufügten, wenn wir die Anschauung des vierzehnten Jahrhunderts heute noch ohne Weiteres für sie als maaßgebend ansehn wollten. In jenem großen organischen Gebäude des römisch-deutschen Kaiserreichs, das seit Karl dem Großen und seit den Ottonen wieder und immer wieder zur Wirklichkeit durchzudringen gestrebt hatte, war für einen gesonderten Kirchenstaat kein Platz. Er widerstrebte schlechthin dem Princip der Einheit, dem in jenem Gebäude jeder besondre Organismus sich gliedschaftlich unterordnen sollte.

Aber noch mehr: dieser kleine archimedeische Punct des Kirchenstaates war den Päpsten eine ausreichende

Grundlage geworden, auf ihm ein zweites, noch viel stolzeres Phantasiegebäude, dem des römischen Kaiserthums gegenüber zu errichten. Ein Gebäude, das mit der Kirche zugleich auch die gesammte irdische Weltherrschaft umfaßte, ein Gebäude, in dem auf hohem Throne der römische Bischof saß, angethan mit der dreifachen Krone und dem zwiefachen Schwerte, dem weltlichen, wie dem geistlichen, und, wie Bisthümer und Abteien, so Königs- und Kaiserkronen über den Erdrund hin zu Lehn vergab. Mit dem Baurіß dieses Gebäudes antwortete Bonifaz VIII. auf die stolze Erhebung der Hohenstaufen, und dieses Gebäudes Lügenhaftigkeit darzulegen, war die Lebensaufgabe Dante's, des Sängers der weltlichen Monarchie.

Die beiden großartigsten Phantasiegebilde des Mittelalters, sie sind noch zu Dante's Lebzeiten verblichen: das päpstliche unter den Mißhandlungen, die Bonifaz von Wilhelm von Nogaret erdulden mußte; das kaiserliche zehn Jahre später an jenem Bartholomäustage, der Heinrich VII. in Buonconvento verscheiden sah.

Selbst das Schattenbild des einen verlosch vor nun fünfundfunfzig Jahren. Den Erinnerungen des andren begegnen wir noch heute in den Allocutionen und Breven des Vatican's; statt aber Lehnsherrlichkeit über die Für-

sten zu üben, fleht der geängstete Papst um ihren Schutz. Solche Zustände wollten aus sich selbst verstanden seyn*), und liegen denjenigen fern, denen Dante's strafende Worte galten.

*) Vergl. u. A. Döllinger's diesjährige Ostervorlesung.

Gebauer-Schwetschke'sche Buchdruckerei in Halle.

